

STEFAN OSTER · BENEDIKTBEUERN

DIE LIEBE GOTTES UND DIE VERBORGENE WAHRHEIT DES ATHEISMUS

Die folgenden Überlegungen zum Verhältnis von Gottesliebe und Atheismus nehmen als Ausgangspunkt das biblische Gleichnis vom verlorenen Sohn.¹ Die Deutung des Gleichnisses wird von den Gestalten und Konstellationen von Beziehung her versucht werden, wie sie sich in einzelnen Abschnitten der Erzählung und aus der Sicht der beteiligten Personen zeigen. Um diesen Umgang mit dem Text zu verstehen, sind allerdings einige Vorüberlegungen nötig, die grundsätzlich auf die Erfahrung von Beziehung zwischen Menschen reflektieren, besonders auch auf das pädagogische Verhältnis.

Räumlich-atmosphärische Erfahrung des Zwischen

In zwischenmenschlicher Begegnung lassen sich Erfahrungen artikulieren, die jeder Mensch kennt: die Qualität von Beziehungen vermag räumliche Atmosphäre zu prägen. Jeder sensible Mensch etwa, der einen Raum betritt, in dem sich andere Menschen aufhalten, die ihn beispielsweise beargwöhnen oder ablehnen, wird das atmosphärisch spüren und in einer Sprache zu formulieren vermögen, die sich räumlicher und/oder atmosphärischer Bilder bedient. Man wird etwa sagen, es herrsche «Kälte» in diesem Raum, oder man spreche «wie gegen eine Wand», man fühle sich «zurückgestoßen» oder ähnliches; und die eigene leibliche Erfahrung wird vielleicht als «Enge» oder «Beklemmung» verdeutlicht, weil sich das Selbstgefühl in solchen Erfahrungen auch in dieser Weise manifestiert. Ganz anders dagegen wird die Erfahrung artikuliert werden, die derselbe Mensch aufgrund wohlwollender Annahme durch die Anderen macht oder wenn er gar in einen Raum kommt, in dem langjährig Vertraute sind: als «Wärme», «Offenheit», «Weite». Die emotional-leibliche Selbstwahrnehmung wird in der Regel in solcher Situation zu einer Art problemlosen Umgang mit sich und Anderen

STEFAN OSTER, Jg. 1965; ehemaliger Zeitungs- und Hörfunkjournalist; Studium der Philosophie, Geschichte und Theologie in Regensburg, Kiel, Oxford und Benediktbeuern. Seit 1996 Mitglied der Salesianer Don Boscos; 2001 Priesterweihe; 2003 Promotion; derzeit Dozent für Philosophie an der Phil.-Theol. Hochschule in Benediktbeuern.

neigen. Man ist einfach da, ist irgendwie ungefragt und schnell eingenommen von der guten Atmosphäre. Diese ermutigt zur spontanen Selbstmitteilung ohne Zurückhaltung.²

Wenn wir nun fragen, wie und wodurch diese wahrnehmbaren Atmosphären zustande kommen, dann wird man antworten: durch die anwesenden Menschen. Dies geschieht aber nicht so, dass dafür eindeutige und einsinnige Kriterien auszumachen wären, mit deren Hilfe feststellbar wäre, wer nun genau auf welche Weise Ursache für die Atmosphäre wäre. Vielmehr ist diese Atmosphäre jeweils Frucht einer vielfach geprägten wechselseitigen Beziehungsgestalt, die sich im Sinne Martin Bubers als «Zwischen»³ ereignet, ohne dass sie gegenständlich präzise mess- und fassbar wäre. Klar ist uns aus unserer vorgängigen Erfahrung nur, dass je größere ehrliche Offenheit und gegenseitiges Vertrauen zueinander, die positive Atmosphäre des Zwischen befördern wird. Deutlich erfahrbar ist auch, dass der einzelne Teilnehmer an solchen Beziehungskonstellationen an ihrer Wahrnehmbarkeit sowohl jeweils spontan wie rezeptiv beteiligt ist. Er prägt diese Beziehungsatmosphäre ebenso mit, wie er von ihr in seinem Selbstverhältnis geprägt wird. Die spezifische Gestimmtheit eines Einzelnen vermag andere oder eine Gruppe mitzustimmen und die jeweilige Atmosphäre in einer Gruppe vermag den Einzelnen ebenfalls in seiner Gestimmtheit und das heißt vor allem: in Bezug auf sein Selbstverhältnis zu beeinflussen.

Nun ist aber alles dies ein Geschehen zwischen Freiheiten, das sich aus deren je konkreter Geschichtlichkeit ereignet. Das heißt, die Beziehungsatmosphäre ist einerseits mitbestimmt von vielfältigen Einflussfaktoren, die die jeweilige Gestimmtheit der Einzelnen in diesem Augenblick prägt; andererseits aber hängt sie tiefer noch vom grundsätzlichen und freien Ja oder Nein zur Begegnung und zum Anderen durch die jeweils Beteiligten ab. Ich weiß genau: Wenn ich mich nicht auf diese Menschen einlassen will, dann wird sich eine positive Erfahrung des Zwischen nie einstellen. Und wenn ich es will, stellt sie sich *vielleicht* ein, weil sie von der freien Zuwendung des Anderen ebenso abhängt, wie eben von vielen weiteren Faktoren, die sich oft meinem unmittelbarem Einfluss entziehen. Die positive Erfahrung des Zwischen ist damit grundsätzlich nicht herstellbar. Sie ereignet sich vielmehr je und je neu und in je anderer geschichtlicher Gestalt – auch wenn natürlich gerade lange Vertrautheit der Beteiligten eine bestimmte Verlässlichkeit der Erfahrung des anderen Menschen und dadurch der Erfahrung des Zwischen ermöglicht.

Personale Emanzipation und das Verhältnis von Person und Natur

Wir hatten festgestellt, dass das Zwischen in Begegnungen durch zweierlei Beziehungsverhältnisse vermittelt ist und dass das Zwischen seinerseits auf

diese jeweils zurückwirkt: die Beziehung zwischen den Menschen (Inter-subjektivität) und die Beziehung des einzelnen Teilnehmers an der Begegnung zu sich selbst (Intrasubjektivität). Ferdinand Ulrich hat in zahlreichen Arbeiten gezeigt, inwiefern sich Selbstwerdung des Menschen durch Selbstannahme ereignet, eben weil der Mensch nicht nur ein anderes Du hat, sondern auch *an sich selbst Ich-Du ist*. Jeder Mensch ist sich selbst gegeben.⁴ Geht man nun davon aus, dass persönliche Reife damit zusammenhängt, ob und inwieweit ein Mensch seine Selbstannahme vermittelt durch die Begegnung mit Umwelt und Mitmenschen positiv vollzogen hat und vollzieht⁵, mehr noch, dass die Reifegestalt eines Menschen die Weise des Vollzuges seiner Selbstannahme *ist*, dann wird man im Bezug auf unser atmosphärisch erfahrbares Zwischen sagen können: Je reifer ein Mensch im positiven Sinn ist, je tiefer, je freier und gelassener er in sich selbst gründet, desto mehr wird er in der Lage sein, die Atmosphäre des Zwischen selbst positiv zu prägen, ihr den Charakter einer grundsätzlich bejahenden Atmosphäre zu geben. Wenn etwa Johannes Bosco, eine der großen Erziehergestalten des 19. Jahrhunderts, forderte, dass in seinen Häusern für die Jugendlichen der Geist der Familiarität spürbar sein müsse, dann konnte er dies aus der eigenen Erfahrung sagen, dass ein reifer Erzieher eben in der Lage ist, dieses Zwischen positiv zu beeinflussen und zwar in der Regel stärker als sich umgekehrt etwa von einer negativen Atmosphäre unter den Jugendlichen in seinem Selbstverhältnis beeinflussen und erschüttern zu lassen. Die Alltagserfahrung formuliert solche Prägekraft in Worten wie «dieser Mensch strahlt etwas aus», o.ä. Das heißt, die Präge- und Gestaltungskraft für Beziehungsatmosphäre im pädagogischen Verhältnis hängt eng mit der persönlichen Reife des Erziehers, der Erzieherin⁶ zusammen. Aus dieser Reife erwächst dann auch eine weitgehende Verlässlichkeit für eine positive Beziehungsatmosphäre für die Jugendlichen. Man kann aber auch sagen, je reifer ein Erzieher ist, desto mehr hat er sich von momentanen und veränderlichen Bedingtheiten physischer, psychischer, emotionaler oder anderer beliebiger Faktoren emanzipiert. Er ist in sich gründend über bloße, ständig wechselnde Bedingtheiten hinaus und daher ist er zum Beispiel in der Lage, treu zu sein, Versprechen zu geben und zu halten, oder ähnliches. Er ist deshalb auch in der Lage, den Jugendlichen *grundsätzlich* zu bejahen und in dieser Bejahung nicht von dessen momentaner Befindlichkeit und Launenhaftigkeit abzuhängen. Er hat in seinem Selbstsein einen Ort erreicht, der ihn gerade als *Person* auszeichnet, die nicht mehr bloße Natur *ist*, sondern eben Natur *hat*⁷ und sich insofern auch zu dieser Natur in relativer Freiheit verhalten kann, ohne gänzlich abhängig von ihr zu sein. Umgekehrt gilt, je weniger ein Mensch seinen personalen Selbststand erreicht hat, desto stärker wird er seinen punktuellen Bedingtheiten, Launen, Bedürfnissen o.ä. ausgeliefert sein.

Das pädagogische Verhältnis zielt nun aber gerade auf Selbstwerdung des Jugendlichen hin. Das heißt, der Jugendliche soll selbst die Weise des freien, selbständigen In-sich-gründens erreichen, so dass auch er ein verlässlicher, vertrauensvoller Beziehungspartner für andere zu werden vermag und eben nicht bloß von der jeweiligen momentanen Bedürfnislage oder physisch-psychischen Befindlichkeit abhängig bleibt. Deshalb wird der Erzieher den Jugendlichen *grund*-sätzlich bejahen, d.h. die Bejahung zielt tatsächlich dessen personalen Grund an, den Ort seines Selbstseins, der bloße Natur überschreitet. Er wird ihn bejahen in dem, was er sein kann und werden kann und nicht nur in dem, wie er sich augenblicklich zeigt. Wenn aber diese Bejahung den Charakter hat, dass sie menschliche Bedingtheiten überschreitet, dann hat sie je mehr den Charakter des Unbedingten, der unbedingten Annahme des Anderen als Anderen: sie ist dann Liebe⁸.

Nun ist aber Liebe nicht ohne Freiheit denkbar. Das heißt, das Ja des Erziehers als Liebesangebot setzt den Anderen als einen voraus, der das Angebot des unbedingten Ja auch seinerseits durch ein freies Ja oder Nein beantworten *kann*. Denn gerade weil dieses Ja den Anderen in seiner Unbedingtheit meint, muss es ihn als eine Freiheit meinen, die des eigenen Ja oder Nein fähig ist. Mehr noch, es kann und wird immer wieder vorkommen, dass der Jugendliche das bedingungslose Ja des Erziehers nicht versteht oder besser *noch nicht* versteht. Er wächst ja durch das pädagogische Handeln selbst erst in den Ort solches Selbstseinkönnens hinein. Das heißt, wenn der Jugendliche selbst noch stärker in und durch die Bedingtheiten seiner Natur gebunden ist, wird er vermutlich noch nicht allzu gut verstehen, wie ein anderer weniger gebunden ist und deshalb auch ihm gegenüber unbedingte handeln kann. Eine seiner Versuchungen wird daher sein, dem Erzieher zu unterstellen, das Verhältnis zu ihm auch nur aus Bedingtheiten und Gebundenheiten zu leben. Er wird zum Beispiel nicht allzu leicht verstehen, dass es Formen der Zuwendung und Bejahung von seiten des Erziehers gibt, die seinen momentanen Bedürfnissen und Zuständen zuwider laufen. Angenommen, ein Kind verlangt täglich nach vielen Süßigkeiten, aber die Mutter verweigert dem Kind die Süßigkeiten und bietet dem Kind stattdessen – aus Liebe – den gesünderen Apfel an, so wird das Kind dennoch zumindest versucht sein, die Mutter als geizige Tyrannin zu betrachten, die ihm die Erfüllung seiner sehnlichen Bedürfnisse vorenthält. Das Kind versteht dann dieses Handeln aus Liebe nicht, oder wenigstens noch nicht. Es wird in dieses Verstehen erst allmählich hineinwachsen. Und dieses Wachstum wird vor allem dann befördert, wenn der Zweifel des Kindes nicht in ein grundsätzliches Mißtrauen umschlägt, sondern wenn es sich aufgrund bisheriger guter Erfahrungen mit der Mutter auch dann vertrauensvoll auf sie einlässt, wenn deren Verhalten problematisch oder schwer verständlich für das Kind ist. Aber umgekehrt gilt notwendig eben-

falls: Das Kind kann das grundsätzliche Ja der Mutter auch als ein Nein mißverstehen oder mißverstehen wollen. Es ist also durchaus möglich, dass das grundsätzliche Ja der einen Seite als *eine* Ermöglichungsbedingung für das Zwischen vom anderen Beziehungspartner als ein grundsätzliches Nein interpretiert wird und daher die Positivität des Zwischen zerstört wird oder gar nicht zustande kommen lässt. Mehr noch: Wenn zwischen den Beziehungspartnern ein deutliches Gefälle im personalen Selbststand besteht, wird diese Konstellation und Versuchung zur Fehlinterpretation viel häufiger auftauchen, als wenn sich zwei selbständige Freie gewissermaßen Auge in Auge gegenüberstehen, um sich aufeinander einzulassen.

Wir sehen aus diesen knappen Ausführungen: Im pädagogischen Verhältnis setzt die Erzieherpersönlichkeit den anderen Menschen je schon als einen voraus, der er zwar vom realen Potenzial her immer schon ist, der er aber in seiner Reifung erst werden kann und soll. Deshalb wird er zugleich als einer vorausgesetzt, der er *noch nicht ist*. Und wenn es hier besonders auch darum geht, den jungen Menschen zur Fähigkeit zu verhelfen, eigenverantwortlich und verlässlich in Beziehungen zu leben und diese mitzugestalten, dann setzt ihn der Erzieher als einen voraus, der dies in gewisser Weise je schon kann. Er wird ihm daher immer wieder mehr Eigenverantwortung zumuten und zutrauen, als der Jugendliche bislang übernommen hatte. Andererseits ist aber das Zutrauen von Eigenverantwortung eben ein Zutrauen, dass den Jugendlichen zutiefst im Ort seiner personalen Freiheit meint. Reife Beziehungsgestalt lebt immer nur aus einem freien und selbstverantworteten Ja der Menschen zueinander. Diese Zumutung impliziert also notwendig ein wenn auch allmähliches, so doch notwendiges, je weiteres und deutlicheres Entlassen des Zöglings aus den Bedingtheiten etwa von eingefordertem Gehorsam und eine je deutlichere Freigabe. Die Liebe des Erziehers wird dahin zielen, ja zielen müssen, dass er für den Jugendlichen *als Erzieher* letztlich überflüssig wird, weil er dem Jugendlichen geholfen hat, selbst zu entscheiden, ob dieser mit ihm in einer freien Beziehung – im besten Fall in Freundschaft – weitergehen will oder nicht. Wir sehen, welches Wagnis die Liebe hier eingeht, welches Wagnis sie aber eingehen muss, wenn sie sich selbst ernst nimmt als Liebe, die den Anderen unbedingt meint.

Die Beziehungsgestalt aus der Sicht des Vaters

Wir deuten im Folgenden das Gleichnis vom verlorenen Sohn vor dem Hintergrund des Gesagten als eine Bildrede, die das Verhältnis Gottes zum Menschen als das eines Erziehers auslegt, der den Menschen letztlich zur Freundschaft mit ihm selbst führen will. Es ist vom Erzähler des Gleichnisses vorausgesetzt, dass die Beziehungsgestalt aus der Sicht des Vaters Beständig-

keit hat. Das heißt, die Liebe, die der Vater immer schon für die Söhne hat, ist dieselbe Liebe, die er auch am Ende, nach der Heimkehr des Jüngeren, beim Fest den Söhnen zuwendet. Er ist in dieser Zuwendung der Treue, der Unerschütterliche derjenige, dessen bedingungsloses Ja nicht von den jeweiligen Bedingtheiten – hier, dem Verhalten der Söhne – abhängt. Würde man fragen, welche Erfahrung des «Zwischen» der Vater anfangs macht, dann wird es wohl die eines atmosphärischen Raumes sein, die von seinem ganz grundsätzlichen Ja durchstimmt ist, die ihn aber zweifellos ebenso wahrnehmen lässt, dass die Söhne an seinem grundsätzlichen Ja immer wieder zweifeln. Und je mehr er den Selbstverschluss und die Ablehnung der Söhne in ihrem Argwohn wahrnimmt, desto stärker wird er daran leiden, dass seinem Ja nicht in derselben Weise das Ja der Söhne entgegenkommt. Sie verstehen es noch nicht. Aber er behandelt sie dennoch wie Menschen, die es grundsätzlich schon verstehen können, weil er die Hoffnung hat, dass sie dieses Verstehen auch erreichen werden. Eine Mutter spricht mit ihrem Kind auch schon, als könnte es sprechen und verstehen, noch ehe es das kann, weil sie hofft, dass das Kind sprechen lernen wird. Und wenn überhaupt, dann wird es das Kind nur dadurch lernen.

Nun ist aber der Vater andererseits immer noch und bleibend der Vater, der Erzeuger, derjenige, der der Herr eines Anwesens ist, innerhalb dessen sich die Beziehungsgestalt entfaltet. Er ist derjenige, der die Güter als Verantwortlicher verwaltet, aber so, dass sie die Beziehung ermöglicht und fördert. Denn die Beziehung zu den Söhnen wird ja nicht in einem weltlosen, reinen Beziehungsraum kommuniziert und gelebt, sondern die Welt des Anwesens, der gemeinsamen Güter, der anderen Mitarbeiter ist je schon der konkrete, geschichtliche Weltort, innerhalb dessen und durch den vermittelt sich Beziehungsgestalt entfaltet und mitteilt. Diese Um- und Mitwelt ist immer schon von der Beziehungsgestalt mitgeprägt und umgekehrt: sie prägt ihrerseits die Beziehungsgestalt mit. Sie hat Verweischarakter, sie hat Bewandtnis und Bedeutung eben als Welt, in der Beziehung gelebt wird. Das Anwesen, in dem sie sich entfaltet, ist immer und zuerst das Anwesen des Vaters. Aber weil er liebt, teilt er es mit denen, die seine Söhne sind. Um das zu verstehen, muss man sich nur vergegenwärtigen, welchen Klang das Wort «mein Elternhaus» für diejenigen hat, die darin gute Erfahrungen gemacht haben. Es ist das Haus der Eltern, aber eben in einem tiefen Bedeutungszusammenhang, der das Haus eben auch zu *meinem* Elternhaus macht. Das lebendige «Zwischen» zwischen mir und meinen Eltern während meiner Kindheit findet in diesem Haus einen konkreten, greifbaren Ausdruck. Der Vater wird genau dieses dem älteren Sohn später zu sagen versuchen: «Mein Kind, du bist immer bei mir und alles, was mein ist, ist auch dein» (Lk, 15,31).

Die Beziehungsgestalt aus der Sicht der Söhne

Indem der Vater die Söhne als Menschen voraussetzt, die die Liebe, die er schenkt, je schon verstehen, *damit* sie diese je tiefer verstehen lernen, riskiert er *notwendig* zugleich die Möglichkeit des Verdachtens, des Zweifels, des Missverstehens, der Zurückweisung eben dieser Liebe auf der Seite der Söhne. Dem Vertrauensvorschuss, den der Vater gibt und geben muss, entspreche auf der Seite der Söhne ein Vertrauen, dass der Vater auch dann guter Vater für sie bliebe, wenn er Maßnahmen ergreift oder unterlässt, die für beide noch unverständlich sind. Aber genau dieses Vertrauen ist für den Vater keinesfalls erzwingbar. Es wird *als Vertrauen* nur dann realisiert, wenn es aus Freiheit erfolgt. Und genau diese Freiheit ermöglicht der Vater durch die Freigabe in seinem eigenen Vertrauensvorschuss. Die Freigabe ist damit eine Art Möglichkeitsbedingung für die Söhne, selbst in Freiheit ihr Vertrauen zum Vater zu leben, aber auch für dessen Negation, also für Verdacht, Zweifel, Misstrauen, Ablehnung, zuletzt: für den Hass.

Der jüngere Sohn wird diesen Verdacht oder diesen Zweifel, den er vormals hegte, bei seiner Heimkehr artikulieren: «Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich versündigt; ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein» (Lk 15,21). Und der ältere Sohn wird am Ende ebenfalls seine grundsätzlichen Zweifel an der Liebe des Vaters zum Ausdruck bringen, indem er ihm unterlassene Hilfe vorwirft: «Schon so viele Jahre diene ich dir und nie habe ich gegen deinen Willen gehandelt; mir aber hast du nie auch nur einen Ziegenbock geschenkt, damit ich mit meinen Freunden ein Fest feiern konnte» (Lk 15,29).

Entziehen die Söhne dem Vater das Vertrauen, dann wird aber aus ihrer Sicht notwendig die Erfahrung des Zwischen aus der personalen Dimension, d.h. aus der Dimension der Freiheit, in die Dimension der bloßen Gegenständlichkeit hinein reduziert. Das positiv erfahrbare Zwischen, das als personales in der positiv verstandenen Artikulation von «mein Elternhaus» zum Ausdruck kommt und im konkreten Anwesen auch seine welthafte Manifestation hat, verschwindet aus der Sicht der Söhne zugunsten eines Verständnisses des Elternhauses als eines Gegenstandes, den der Vater benutzt, um damit seine Macht, seine Überlegenheit, seinen Besitz und zugleich die Abhängigkeit der Söhne zu demonstrieren. Die Liebe wird jetzt quantifiziert in Besitzgrößen, deren Zuteilung der Vater vermittelt seines Besitzes eben gibt oder verweigert. «Mein Elternhaus» ist jetzt nicht mehr mein Elternhaus, sondern der Besitz, den der Vater sich weigert herauszurücken. Die Unfähigkeit der Söhne, die Liebe zu begreifen und zugleich die Freigabe des Vaters in eben dieser Liebe führen sie in die Erfahrung eines Zwischen, in dem sie selbst sich als die Benachteiligten, Geknechteten und Ausgebeuteten sehen und den Vater als einen, der entweder schwächlich

seinen Besitz auf die bloße Forderung des Jüngeren herausgibt; oder als einen, der geizig und despotisch auf seinem Besitz hockt und damit die Knechtschaft des Älteren erst recht bestätigt.

Der zweifache Weg in die Fremde als Versuch, die Abhängigkeit vom Vater zu überwinden

Den Söhnen, die die Liebe des Vaters nicht verstehen, nicht in der Tiefe ihres Selbstseins realisieren und ihm folglich das Vertrauen entziehen, bleiben idealtypisch zwei Umgangsweisen mit dem jetzt vergegenständlichten Zwischen. *Entweder* – realisiert durch den Jüngeren – in Form der aggressiven Forderung, durch besitzergreifenden Zugriff nach dem, was ihm vermeintlich zusteht. Der jüngere Sohn will seinen Anteil selbst verfügen und verwalten, damit der Besitz nicht mehr ein Instrument des Vaters sei, um damit über ihn als Sohn zu verfügen. Er will selbst verfügen, will sein eigener Herr sein. Er zieht äußerlich sichtbar in die Fremde, um so die Abhängigkeit vom Vater und damit zugleich den Vater selbst loszuwerden.

Oder alternativ bleibt dem älteren Sohn die radikale Anpassung an den Willen des Vaters im Modus eines Gesetzesgehorsams, der erhofft, gerade dadurch irgendwann endlich die ganze Verfügung über das Anwesen zu bekommen, um ebenfalls sein eigener Herr zu sein. Denn auch der ältere Sohn will ja gar nicht in einer Liebes- und Vertrauensgemeinschaft mit dem Vater leben. Er will «mit seinen Freunden» ein Fest feiern, bei dem der Vater aber nichts mehr verloren hat. Er hatte insgeheim gehofft, auch den jüngeren Sohn nun los zu sein, damit er der alleinige Erbe werde. Sein Gehorsam ist nicht Teilhabe am Liebesvertrauen des Vaters, sondern seine Weise, den Vater und den Bruder letztlich überflüssig zu machen. Sie ist als Gegenstück zum jüngeren Sohn *die innere Auswanderung* aus dem Anwesen des Vaters, die das Gesetz erfüllt, damit sie eines Tages selbst Vater und dadurch diesen los ist.

Beide Söhne aber bleiben durch die Unfähigkeit, sich auf die Liebe des Vaters einzulassen, selbst im tieferen Sinn beziehungs- und deshalb liebesunfähig. Der jüngere Sohn wird auf seinem Weg in die Fremde mit seinem Besitz seinerseits Menschen kaufen und sich ebenfalls an Menschen verkaufen: er bleibt unfähig, personal das zu leben, was er könnte. Und der ältere demaskiert sich selbst durch die Unfähigkeit, am Fest der personalen Liebe teilzunehmen, zu der ihn der Vater einlädt und immer schon eingeladen hat. Die Weise der Ausgestaltung ihres Zwischen mit Anderen bleibt auch in der äußeren und inneren Fremde der Söhne ein Reflex ihrer von sich selbst her erzwungenen Unabhängigkeit vom Vater. Diese Unabhängigkeit führt sie nach außen wie nach innen letztlich in die größere Abhängigkeit – sei es vom gegenständlich verfügten Besitz, sei es vom Gesetz und vom

Willen zu dessen Erfüllung, damit man in den vermeintlich vorenthaltenen Besitz des Anwesens komme. Indem sich die Söhne vom Ursprung ihres Geliebt- und Bejahtseins lossagen, werden sie selbst *zu Ebenbildern* desjenigen Vaters, den sie sich einbilden zu haben.

Erst der heimgekehrte jüngere Sohn realisiert in der Bejahung der Liebe des Vaters und seiner personalen Antwort auf sie die Einheit von Freiheit und Zugehörigkeit in der Liebe. Dazu mussten allerdings zuvor – in der Erfahrung äußerster Abhängigkeit und Gudemütigtseins beim Schweinehüten – seine verkehrten Selbst-, Welt- und Vaterbilder zusammenbrechen. Erst hier beginnt er wirklich zu sehen, wer der Vater ist – und in diesem Licht: wer er selbst wirklich im Angesicht dieses Vaters und seiner Liebe ist.

Der Zielsinn der Schöpfung: Personale Beziehung zwischen Mensch und Gott

Die Erzählung ist von jeher als Gleichnis gedeutet worden, durch welches das Verhältnis Gott-Mensch eine analoge Darstellung findet. Wenn nun mit Thomas von Aquin der Grund für Gottes Schöpfung und seine Zuwendung zur Schöpfung und darin zum Menschen reine, überfließende Güte ist⁹, dann vollendet sich diese Schöpfung in der personalen Liebe Gottes zum Menschen. Das heißt, in der antwortenden Liebe des Menschen auf die schöpferische und erwählende Liebe Gottes findet nicht nur der Mensch selbst, sondern die ganze Schöpfung ihre Zielgestalt. Sie wartet, mit Paulus, sehnsüchtig auf das Offenbarwerden der Kinder Gottes (Röm 8,19). Daher kann mit einigem Recht das Anwesen des Vaters im Gleichnis analog zur ganzen Schöpfung gesehen werden, in der und durch die vermittelt der Mensch sein Verhältnis zum Schöpfer lebt und in seinem lebendigen Selbstvollzug auslegt.¹⁰ Wird die Schöpfung als das «Haus des Vaters» begriffen, dann ist sie der Ort, der in besonderer Weise dem Vater gehört, der aber gerade, weil der Vater ein liebender Geber ist, in derselben Weise seinen Söhnen und Töchtern, den Menschen gehört («Alles, was mein ist, ist auch dein»). Lebt der Mensch aber in vertrauenslosem und lieblosem Verdacht dem Vater gegenüber, so wird er – nach dem Gesagten – mit der Schöpfung analog umgehen, wie die beiden Söhne mit dem, was des Vaters ist, also entweder in vergegenständlichender Verschwendung auf der einen oder in zwanghafter, gesetzhafter Unterjochung auf der anderen Seite; oder in zahllosen Spielarten und Kombinationsmöglichkeiten dazwischen, die zuletzt alle aus einer empfängnislosen sich-selbst-gleichen Egozentrik entspringen. Immer wird dabei das vertrauensvolle Ja zur freien Liebesgabe des Vaters negiert. Der Vater wird zum geizigen Despoten stilisiert oder zum ohnmächtigen, zeugungsunfähigen Schwächling depotenziert. Der Mensch will dann nicht mehr Kind *dieses* Vaters sein und wird doch gerade zu einem

Abbild dieses Vaters, den er sich kraft seines Verdachtes und Misstrauens selbst erzeugt hat. Weil er ja nicht aus der Quelle seiner Zeugung empfangen will, muss er sich eben dort, in seinem Seinsgrund, selbst *verschließen* und zur Selbsterzeugung *entschließen*. Und er verweigert gerade dadurch die Möglichkeit der Fruchtbarkeit seiner Selbstwerdung durch Selbstempfängnis im Lebensvollzug im Haus des Vaters.

Die Möglichkeit des Atheismus aus Gottes freigebender Liebe

Möglich werden all diese Spielarten freilich gerade durch die Freigabe des Vaters in radikaler Tiefe. Weil der Vater im schöpferischen Akt das Sein schenkt¹¹, das reine Güte, reine Liebe, reiner Akt ist, meint er darin wirklich den Menschen als einen, der ihm Vertrauen entgegenbringen kann, obwohl genau das der Mensch zuerst und je neu lernen muss. Gott ruft den Menschen mit seiner Liebe an und behandelt ihn je schon als einen, der diesem Anruf liebend antworten kann, weil er es ja – wenn wir das pädagogische Verhältnis zugrunde legen – wiederum nur dadurch lernt. Er will ihn je mehr freigeben, und er muss ihm daher je schon sein Anwesen, das heißt auch: die Verfügung über die Schöpfung übergeben, weil antwortende Liebe nur in Freiheit und von Freien möglich ist. Aber genau darin liegt nun die Bedingung der Möglichkeit der Negation Gottes: A-theismus. Erst die Liebe Gottes zum Menschen als Freigabe macht den radikalen Atheismus möglich. Daher ist es auch naheliegend, dass erst in der Neuzeit mit der je größeren Erfahrung von Verfügbarkeit der entzauberten Natur durch den Menschen und mit der Beherrschung der Natur durch die Entdeckung und Anwendung ihrer Gesetze der radikale Atheismus im Abendland ermöglicht wird. Damit ist aber zugleich gesagt, dass in der Weise, in der sich der Mensch zur Schöpfung und zu sich selbst verhält, er sich zu demjenigen verhält, der ihm sich selbst und die Schöpfung je schon übergeben hat. Denn der liebende Vater hält das Seine nicht an sich. Die Schöpfung muss ihm nicht entrissen werden. Er hat sie immer schon aus Liebe verschenkt. Die Möglichkeit, je eigenmächtiger über die Schöpfung zu verfügen, ist Ausdruck der Radikalität ihrer Übergabe an den Menschen: «Was mir gehört, gehört auch dir» (Lk 15, 31). Mit dieser Erfahrung vertieft sich freilich auch die Erfahrung des Sich-selbst-überlassen-seins des Menschen in seinem Selbstverhältnis. Sich selbst durch Gott geschenkt sein heißt auch: je größere Freiheit und damit zugleich je größere Verantwortung für die Gabe. Die neuzeitliche Erfahrung einer freien, ihrer selbst mächtigen Subjektivität enthüllt ebenfalls die je tiefere Freigabe durch Gott. Ich bin mir gegeben heißt zugleich: Ich verantworte die Gabe auch je tiefer als Einzelner vor Gott, auch jenseits eines bloß kollektiven Zusammenhangs von gesellschaftlicher oder kirchlicher Norm.

Die Anfragen des Atheismus an die je eigene Gottesbeziehung

Der Umgang des Menschen mit sich selbst, mit dem Anderen und mit der Schöpfung als Ganzer zeigt also implizit *immer schon* darauf hin, in welchem Verhältnis der Mensch zum liebenden Vater lebt. Vollzieht er dieses Leben in der Grundhaltung der antwortenden, bejahenden Offenheit zum Anderen und zur Welt – und zwar weil er dazu durch das Ja des liebenden Vaters befreit ist – oder verfügt er die Welt und in ihr den Anderen aus dem inneren Ort einer sich auf sich selbst hin kon-zentrierenden Egozentrik? Die Antwort auf diese Frage wird uns kaum als klares Ja oder Nein gelingen können. Denn jeder und jede wird in sich Züge des jüngeren und älteren Sohnes entdecken, die dem Vater den vertrauenden, liebenden Gehorsam verweigern. Aus diesem Verständnis aber sind die Spielarten des Atheismus jeweils Akzente unseres je eigenen Selbstvollzugs, die dann zu mehr oder weniger systematisch gewordenen Denk- und Lebensformen geronnen sind. Der Atheismus entbirgt die Wahrheit über uns selbst als Kinder des Vaters, die beständig geneigt sind, sich von ihm und seinem liebenden, vertrauenden, verwandelnden Ja zu uns loszusagen oder sich immer schon davon losgesagt haben. Freilich entsteht daraus die Frage, wie dann der Mensch in dieses Vertrauensverhältnis zurückfindet, in dem Abhängigkeit und Gehorsam vom liebenden Vater einerseits und die Erfahrung von Freiheit andererseits nicht voneinander gespaltene und nachträglich zu versöhnende Aspekte sind, sondern immer schon zwei Seiten desselben, nämlich der Liebe. Wie also in den Zustand des Festes eintreten, das der jüngere Sohn als Heimkehrter mit dem Vater feiern darf und bei dem er versteht, dass seine Zugehörigkeit zum Vater keine schlechte Abhängigkeit, sondern Bedingung seiner wahrhaftigen Freiheit ist? Muss der Mensch dazu durch die Not des Schweinehütens? Auch das lässt sich nicht einfach bejahen, denn wenn die eigene Not auch noch einmal von einem selbstzentrierten Ichpunkt aus angezielt und inszeniert würde, wäre diese noch einmal vom Ich her instrumentalisiert und immer noch im Interesse einer selbstmächtigen Verfügung eingesetzt, um sich gewissermaßen endlich selbst in den Zustand zu überführen, in dem man dann Vertrauen lernen kann. Aber das ist unmöglich: die vertrauenslose, atheistische Entfremdung kann nicht mit den Mitteln eben dieser Entfremdung überwunden werden. Der Mensch kann den gottfernen Zustand, in dem er ist, nicht aus eigener Kraft verlassen. Er ist erlösungsbedürftig.

Aber der eine, der einzige Sohn des Vaters, derjenige, der im Evangelium diese Geschichte erzählt, er kommt selbst, um als Einziger und stellvertretend für alle als fleischgewordene Liebe in Person den Liebesgehorsam dem Vater gegenüber zu erfüllen und zu leben.¹² Er erwählt im Liebesgehorsam die Knechtsgestalt seines Menschseins (Phil 2,7), um sich selbst in die athei-

stische Verlorenheit des Schweinestalles und des Kreuzes zu verdemütigen. So und nur so kann der erlösungsbedürftige Mensch in seiner Verlorenheit erfahren: Wie tief ich auch immer in Not und Verzweiflung versinke, die fleischgewordene Liebe meines Schöpfers war und ist immer auch schon dort – mit mir und für mich, um mich von dort zum Vater heimzuführen.

Der Schöpfer erwählt sich dazu eine Person, die durch ihn als neue, heile Schöpfung ein einziger, lebendiger, vertrauender Verweis auf die Liebe des Vaters ist. Sie ist als Urgestalt der Kirche, als heile Schöpfung, der Wohnort Gottes, sein «Anwesen», «mein Elternhaus», in dem und durch das alles auf ihn verweist. Sie ist lebendiges Gottvertrauen in Person. Hier, in *dieser* Gestalt der Kirche, ist jede atheistische Versuchung von Anfang an immer schon überwunden. Sie ist die erste der durch den einzigen Sohn befreiten neuen Menschen, auf die nach Paulus die ganze Schöpfung sehnsüchtig wartet.

ANMERKUNGEN

¹ Das hier Vorgestellte verdankt sich besonders dem Denken von *Ferdinand Ulrich*. Die Überlegungen schließen sich an eine Arbeit von ihm an, die voraussichtlich im Frühjahr 2006 im Johannes Verlag Einsiedeln (Freiburg) erscheinen wird: «Gabe und Vergebung. Ein Beitrag zur biblischen Ontologie»; vgl. auch *ders.* *Atheismus und Menschwerdung*, Einsiedeln 2. Aufl. 1975.

² Vgl. zur Deutung von Raum von Leib und Gefühl her: *H. Schmitz*, *Der unerschöpfliche Gegenstand*. Grundzüge der Philosophie, Bonn 1990, darin bes. 275–320.

³ Vgl. *M. Buber*, *Das dialogische Prinzip*, Gerlingen 6. Aufl. 1992, 121: Hier spricht Buber vom «Dazwischen», was u.a. Michael Theunissen veranlasst hat, bei Buber von einer «Ontologie des Zwischen» zu sprechen. Vgl. *M. Theunissen*, *Der Andere*. Studien zur Sozialontologie der Gegenwart, Berlin/New York 2. Aufl. 1977, 243ff.

⁴ Vgl. besonders *F. Ulrich*, *Erzählter Sinn*. Ontologie der Selbstwerdung in der Bilderwelt des Märchens (Schriften III), 2. Aufl. Einsiedeln 2002; zum Verhältnis von Intersubjektivität und Intra-subjektivität vgl. *S. Oster*, *Mit-Mensch-Sein*. Phänomenologie und Ontologie der Gabe bei Ferdinand Ulrich, Freiburg/München 2004, bes. 332–391.

⁵ Vgl. *R. Guardini*, *Gläubiges Dasein/Die Annahme seiner selbst*, Mainz/Paderborn 3. Aufl. 1993.

⁶ Auch im Folgenden ist das Gesagte selbstverständlich immer für Männer und Frauen gleichermaßen gemeint.

⁷ Vgl. *R. Spaemann*, *Personen*. Versuche über den Unterschied zwischen «etwas» und «jemand», Stuttgart 1996.

⁸ Freilich darf hier erzieherische Liebe als unbedingte nicht im romantischen Sinn missverstanden werden, die alles Bedingte hinter sich lassen würde. Wirkliche Liebe sieht sehr genau den Anderen auch und gerade in seiner natürlichen Bedingtheit und entfaltet sich mitten in diesen Bedingungen. Sie zielt zwar auf den Ort der Unbedingtheit und meint den Anderen unbedingt, aber immer so, dass sie dabei natürliche Möglichkeiten, Fähigkeiten und Bedingtheiten des Anderen mit berücksichtigt. Sie wird daher immer auch behutsam und abgestuft vorgehen und im pädagogischen Verhältnis dem Jugendlichen geben, was für ihn gerade gut und nötig ist.

⁹ *Sth I*, 47,1 «*produxit enim res in esse propter suam bonitatem communicandam creaturis, et per eas repraesentandam. et quia per unam creaturam sufficienter repraesentari non potest, produxit multas creaturas et diversas, ut quod deest uni ad repraesentandam divinam bonitatem, suppleatur ex alia*».

¹⁰ Die personale Beziehung des Menschen zu Gott als Zielsinn der Schöpfung arbeitet – besonders inspiriert durch das Werk von F. Ulrich – M. Bieler heraus in seiner großen Studie: *Freiheit als Gabe. Ein schöpfungstheologischer Entwurf*, Freiburg /Basel/Wien 1991.

¹¹ *Thomas v. Aquin* I Sent 37, 1, 1: «creare autem est dare esse»; In de Div Nom 4, 3: «universaliter autem omnes substantias creat, dans eis esse».

¹² Vgl. *H.U. von Balthasar*, *Glaubhaft ist nur Liebe*, Einsiedeln 4. Aufl. 1975, S. 60f: «Die letzten Abgründe der widergöttlichen Freiheit klaffen dort auf, wo Gott in seiner Liebesfreiheit sich entschließt, in alle Verlorenheiten der Welt kenotisch abzustiegen. Mit diesem Abstieg enthüllt er sie: für sich selbst, indem er die Gottverlassenheit erfahren will, für die Welt, die an den Dimensionen der Gottesliebe nun erst ganz den Raum ihrer eigenen widergöttlich verwendbaren Freiheit ermisst. Nunmehr kann man die ‚Tiefen des Satans‘ ausforschen (Apk 2, 24). *Nunmehr ist erstmals echter, bewusster Atheismus möglich geworden*, den es vorher mangels eines echten Gottesbegriffes nicht wirklich geben konnte.» (Hervorhebung von S. Oster)